

Mit „religiös Unmusikalischen“ über Gott reden

| Ein Erfahrungsbericht

Leipzig zählt etwa – die Zahlenangaben schwanken – 16 Prozent Christen (davon sind ca. 4 Prozent Katholiken) und 84 Prozent Religionslose. Die Angehörigen anderer Religionen oder religiöser Richtungen fallen statistisch nicht ins Gewicht. Die Gesamtsituation in den sogenannten neuen Bundesländern ist für die christlichen Religionen etwas günstiger. Thüringen oder das Erzgebirge und vor allem die katholischen Inseln in der Lausitz (die katholischen Sorben) und im Eichsfeld haben höhere Christenzahlen; aber die Grundsituation in den neuen Bundesländern ist die der Religionslosigkeit. Da hilft auch kein „Irgendwas glaubt doch jeder“. New age, östliche Religionen oder vergleichbare Bewegungen haben im Osten merklich weniger Zulauf als in den alten Bundesländern. Max Weber folgend spricht Eberhard Tiefensee von den „religiös Unmusikalischen“ oder vom „homo areligiosus“: Es ist „normal“, sich für Religion *nicht* zu interessieren. Die Erziehung des DDR-Regimes zur Areligiosität hatte großen Erfolg.

In dieser Situation hat der Jesuitenorden in Abstimmung mit dem Bistum Dresden die „Orientierung – Kontaktstelle der katholischen Kirche für Lebens- und Glaubensfragen“ mit einem Raum der Stille eingerichtet. Dort arbeiten neben dem Autor eine Schwester der Missionarinnen Christi, eine Teilzeit-Bürokraft und etwa 30 ehrenamtliche Mitarbeiter, überwiegend Frührentner, aber auch einige junge Leute (vgl. www.jesuiten.org/glaubensinfo_leipzig). Die Erfahrungen in dieser Arbeit sind Hintergrund der folgenden Reflexionen.

Auf die rechte Zeit warten

Wir bieten in der Orientierung nicht nur Kurse und Veranstaltungen in unseren Räumen an, sondern nehmen auch das Gespräch mit Menschen in außerkirchlichen Gruppen und Räumen wie zum Beispiel in der Volkshochschule auf. Seit Jahren gibt es in Grünau, einer Plattenbau-Großsiedlung in Leipzig, einen „Club der Nachdenklichen“, der sich monatlich trifft, um über Politik, Soziales und Sinnfragen zu reden. Die meisten Mitglieder sind im Rentenalter, kirchlich nicht gebunden und fast alle eindeutig sozialistisch sozialisiert. In diesem Kreis war in den ersten Jahren auch ein Mitglied der Herrenhuter Brüdergemeinde. Nach einiger

Zeit erklärte er den Mitgliedern der Gruppe bei einem Gespräch über Lebenssinn, ihr Leben sei sinnlos, weil sie nicht an Gott glaubten. Die Gruppenmitglieder wollten die Botschaft so nicht aufnehmen. Daraufhin schrieb der Herrenhuter den Gruppenmitgliedern einen Brief: er drohte ihnen mit vielen Schriftziten Gottes Gericht und die Verdammnis an und ließ sich nicht mehr sehen. Darüber waren die Angesprochenen sauer. Ich blieb in der Gruppe und identifizierte mich auch nicht mit dem Sinnlosigkeitsverdikt und der Gerichtsdrohung, weil ich dafür keinen „göttlichen Auftrag“, keinen inneren Impuls verspürte. Ich konnte nicht sehen, wie die Gruppenmitglieder das verstehen und aufnehmen sollten. Schließlich wußte und weiß ich nicht, wie Gott über sie denkt.

Seit über fünf Jahren bin ich inzwischen in diesem Kreis und wurde nach dem Tod des Mitbegründers zum Moderator gewählt. Jener hatte mich vor seinem Tod in Übereinstimmung mit seiner Frau gebeten, seine Beerdigung zu gestalten – und dies, obwohl er in allen Gesprächen vor seinem Tod darauf bestanden hatte, daß es für ihn keinen Gott und kein persönliches Leben nach dem Tod gebe. Es wurde meine erste nichtkirchliche Beerdigung – mit überwiegend ehemaligen Genossen, gestaltet mit Texten des Verstorbenen und meinen Gedanken über die Hoffnung auf ein „Wiedersehen“, von dem überraschenderweise auch der ehemalige sozialistische Chef des Verstorbenen sprach.

2003 wurde ich aufgefordert, über mein Leben als Jesuit etwas zu erzählen, schon auch über die Jesuiten im allgemeinen, aber doch vor allem über meine persönliche Geschichte in dieser „Vereinigung“. Kurz darauf wollte der Kreis etwas mehr über Religionen und auch über das Christentum wissen. Man muß nur fünf Jahre warten können: warten und das Leben oder Lebensaspekte mit denen teilen, für die man eine Botschaft zu haben glaubt. Und wenn wir dann, in welcher Form auch immer, „nach dem Grund unserer Hoffnung“ gefragt werden, dann sollen wir antworten, bescheiden und respektvoll; respektvoll gegenüber der Überzeugung und Lebensgeschichte des Gesprächspartners: „Denn ihr habt ein reines Gewissen“ (1 Petr 3, 15). Wir müssen uns nicht rechtfertigen, sondern können erst einmal zuhören.

Leben teilen

Weil es vor aller Verkündigung zunächst darum geht, mit den Menschen zu leben und sie in ihren Lebensproblemen zu verstehen, haben wir in der Leipziger Orientierung beides miteinander verbunden: die Beratung in Lebensfragen und Information und Gespräch über Glaubensfragen. Bei der Beratung ist es wichtig, dazusein, zuzuhören, auf die Lage des Ratsuchenden einzugehen und keinen frommen Schluß zu suchen, wenn nicht direkt oder indirekt danach gefragt wird, wenn keine Tür offen zu stehen scheint – wie das meist der Fall ist, oft bei Christen, meist bei Nichtchristen. Aber da kann natürlich auch die Blindheit des Beraters oder Verkündigers

eine Rolle spielen. Und doch ist Gott oft in diesen Gesprächen gegenwärtig, auch wenn das erst später deutlich wird.

Ein Beispiel: Ich habe eine Ärztin auf ihre Möglichkeiten angesprochen, als Christin zu den Menschen über Gott zu reden. Sie schrieb mir später:

„Worüber redet man eigentlich, wenn man über Gott redet? Eigentlich ist es eine blöde Frage, weil Du es ja immer vorgemacht hast. Aber vielleicht muß jeder trotzdem die Antwort selbst finden. Wenn ich eine Antwort geben sollte, würde sie wohl so ähnlich lauten: alle Sentimentalität weglassen, die eigene Wahrheit immer wieder suchen, nicht in Klischees reden und versuchen, das Leben, so wie es im Augenblick vor einem ist, zu erkennen und darüber zu reden. Ich merke, daß der Name Gottes in der Antwort nicht vorkommt, obwohl ich denke, daß das Aussprechen seines Namens wichtig ist. Außerdem merke ich, daß meine Antwort ziemlich erdverbunden ist und nur ein Teil von dem, worüber Du in Deinen Predigten immer wieder redest.“

Ich habe den Eindruck, daß in manchen Gesprächen Gott da ist, auch wenn wir ihn nicht bei den herkömmlichen Namen nennen, einfach weil es in höchstem Maß sinnvoll ist, einen Menschen, vor allem einen Menschen in Not, zuhörend ganz an- und ernstzunehmen. Da scheint mir Gott mehr gegenwärtig zu sein, als wenn ich ausdrücklich von ihm spreche und der andere es jetzt nicht hören oder verstehen kann. Da wird Gott zwischen uns nicht zum Ereignis, weil die Kommunikation nicht stimmt; wenn aber der Kontakt in Ordnung ist, dann ist Gottes Spur in unserem Miteinandersein.

Immer wieder kommt es vor, daß Menschen, die im persönlichen Gespräch keine ausdrücklich religiösen Fragen anschneiden, später zu einer Informations- und Gesprächsveranstaltung oder zum „Atemholen für die Seele“ kommen und geschützt durch die Halbanonymität der Gruppe sich doch einer religiösen Fragestellung probeweise öffnen.

Vorrangig zählt religiöse Erfahrung

Häufiger allerdings kommen die religiös Suchenden – die mit und die ohne christlich gefärbte Lebensgeschichte – zum gegenstandslosen Meditieren. Sie suchen mehrheitlich nicht zuerst religiöse Information, schon gar nicht Dogmen. Wenn sie einen Zugang zu Lebenssinn und Transzendenz suchen, dann überwiegend nicht zuerst als Bekenntnis oder Lehre, sondern als persönliche oder gemeinschaftliche Erfahrung und als glaubwürdige Praxis. Sie suchen religiöse Erfahrung, oft ohne sie so zu nennen; sie suchen Ruhe, Gelassenheit oder auch einen sinnvollen Lebensinhalt als Überbeschäftigte oder als Arbeitslose, etwa ein Engagement für Mitmenschen, das nicht in die Leere geht.

Aber vielen ist das Suchen, etwa in der Meditation, bald zu anstrengend, zu lang-

wierig oder zu angstbesetzt. Manche hingegen bleiben länger dabei, suchen immer wieder die Stille, um den Versuch zu machen, innerlich erst einmal leer zu werden, frei von allem, was sie besetzt und beherrscht. Einige erfahren in der Leere bedrohende Sinnlosigkeit, doch andere entdecken, daß die Leere auch tragend und bergend sein kann, daß Zeit für sich zu haben und einfach da zu sein Kraft und Gelassenheit gibt. – Buddhistisches Zeug? Manchmal erkläre ich dann in der Gruppe, daß wir Menschen im Einfach-da-sein im biblischen Verständnis unsere Gottebenbildlichkeit leben, unser Ähnlichsein mit dem, der von sich gesagt hat: „Ich bin der Ich-bin-da“.

Dieses Gottesverständnis, das stark die Immanenz Gottes betont, ist den Suchenden unter unseren Zeitgenossen meist zugänglicher, als eine Gottesvorstellung, die primär von der Transzendenz geprägt ist, die von einem eher fernen, heiligen Gott spricht, der sich uns durch Propheten mitteilt oder durch seinen Sohn, der vor 2000 Jahren gelebt hat; dabei geht es darum, daß Gott, bzw. das (der) Absolute in uns ist, daß in uns etwas von unhinterfragbarem Wert ist, daß das Sichtbare nur vordergründig ist und daß da noch mehr sein muß, etwas ganz oder sehr anderes: Das ist schon eher vermittelbar. Und dieses Andere, das ist auch in mir. Darüber läßt sich vorsichtig reden, am besten jenseits unserer hergebrachten theologischen und religiösen Begrifflichkeit, in Worten, die vor allem aus dem Geheimnis menschlicher Beziehung stammen.

Es gibt aber auch gerade in den verschiedenen Lebensverunsicherungen die Erfahrung der Fraglichkeit unseres Lebens, das diffuse und nur selten klare Gefühl, daß unsere Existenz als ganze für sich allein genommen wirklich haltlos ist. Aber diese Erfahrung verschließt sich oft der Deutung, gerade dann, wenn sie von Religionsdienern angeboten wird; denn – wie Umfragen zeigen – trauen denen Konfessionslose in Ost- und Westdeutschland nicht mehr viel Kompetenz in der Daseinsdeutung zu. Dann ist der erste Schritt wiederum das Dasein mit dem Anderen, das Aushalten der Situation.

Diese langfristige, vorsichtige Annäherung an den Glauben auf dem Weg der Meditation zeigt ein Beispiel: An Ostern 2003 wurde in Göttingen ein junger Mann getauft, der vor etwa zehn Jahren angefangen hatte, bei mir in der Studentengemeinde zu meditieren. Er hat zehn Jahre gebraucht, bis sich sein Leben langsam stabilisierte, bis er sich auf Beziehungen und auf eine verbindliche Fragestellung einlassen konnte. Dann erst konnte er seine Beziehung zu Gott entdecken und klären und seine Skepsis so weit überwinden, daß ein Gespräch darüber möglich wurde. Schließlich ebnete ihm auch noch eine ansprechende Gemeinde den Weg zur Institution Kirche.

Sicher ist gegenstandslose Meditation nicht die einzige Form der religiösen Erfahrung. Die kann auch in der Natur, im Gespräch, im Engagement, in der Angst, in der Freude und im probeweisen Gebet gefunden werden. Aber ich bin davon überzeugt, daß viele die christliche Botschaft von Gott nicht verstehen können, daß

die Worte tot bleiben, wenn die Angesprochenen das Leben nicht dort erfahren, wo es über sich hinausweist, wenn diese Erfahrungen nicht ermöglicht werden oder, wenn sie zwar gemacht aber nicht reflektiert, aufgegriffen und in ihrer Bedeutung erhellt werden. Zu einem Farbenblinden kann ich nicht über Farben sprechen, wenn ich ihm das Erlebnis von Farben nicht zugänglich machen kann. Von der Wirklichkeit hinter der Wirklichkeit, von letztlich alle Vernunft übersteigender Liebe kann ich nicht reden, wenn der Angesprochene diese Erfahrung nicht wenigstens in der Gestalt der Sehnsucht danach kennt oder nie darauf geachtet hat. Er assoziiert dann mit Worten wie Glaube, Vertrauen und Hoffnung andere Inhalte als der, der sie mit religiösen Erfahrungen verbindet. Und so suchen viele Menschen weniger Information als einen Menschen, der ihnen „geistliche“, das Leben als ganzes tragende Erfahrung erschließen kann, weil er sich selbst auf eine solche Erfahrung eingelassen und sie reflektiert hat.

Verstehbar von Gott reden

Man kann einwenden, daß doch „der Glaube vom Hören kommt“, daß es des Wortes und letztlich des Dogmas bedarf. Das stellen wir nicht in Frage. Aber das Wort muß verstehbar sein. Christen und vor allem auch Theologen nehmen zu schnell an, man müsse ihre Worte doch verstehen. Nicht selten höre ich von Kollegen: „Wer nicht versteht, der will eben nicht verstehen.“ Das gibt es sicher auch. Aber viele ahnen nicht, wie viel unverschuldetes Nichtverstehen christlicher Sprache es bei denen gibt, die davon noch nichts oder nur Verzerrtes gehört haben. Bei Christen ist das allerdings, wie wir aus Umfragen und Gesprächen wissen, oft nicht viel besser. Wir haben durch formelhaftes Reden über und mit Gott die religiöse Sprache vielfach zum Irrgarten und zum leblosen Knochengerüst werden lassen. Warum sprechen wir von Gnade, Heil, Erlösung, Sündenvergebung und himmlischer Herrlichkeit? Warum sprechen wir statt dessen nicht von den alltäglichen Erfahrungen, die offen sind für jedwede Tiefe, von Befreiung aus inneren und äußeren Zwängen, vom Überwinden von Einsamkeit und Haß, vom unersättlichen Durst nach Liebe und Leben, von voraussetzungslosem Geliebtwerden und Daseindürfen? Warum machen wir nicht deutlich, wie dies in Jesu Gleichnissen geschieht, daß alltägliche Dinge, schöne und schwere, Botschaften Gottes sein können?

Ein Erlebnis, das ich als Praktikant in der neunten Klasse einer Hauptschule in Frankfurt am Main hatte, hat mir das unvergeßlich deutlich gemacht. Ich sollte erklären, was der Himmel ist. Ich wollte bei den Jugendlichen beginnen, und es gelang mir, sie dazu zu bringen, über ihre Sehnsüchte zu reden: über das Verlangen nach Geborgenheit (die Mehrheit kam aus zerbrochenen Familien), nach Liebe, nach Angenommensein und nach faszinierenden Erlebnissen. Die jungen Leute kamen ein wenig ins Träumen und Schwärmen und es fiel ihnen eine Menge ein.

Und als ich ihnen sagte, das beschrieb ziemlich genau den Himmel, da fiel ihnen das Kinn herunter. Die Mentorin hörte auf, Hefte zu korrigieren, und die Klasse hörte zu. Himmel war für sie sonst etwas langweiliges, nicht erstrebenswertes. Aber Liebe ohne Betrug und Ausbeutung, das wäre wohl der Mühe wert. Wie lange es vorgehalten hat, weiß ich nicht, aber in dem Augenblick haben wir uns verstanden, da war der Himmel nahe und ich habe in den 37 Jahren, die seitdem vergangen sind, diese Szene nie vergessen.

Gott im Leben der Betroffenen aufspüren

Warum zeigen wir nicht, wie das Wissen um Gottes Liebe, wie der Gedanke an ein Leben im Tod dazu befreien können, Zwänge zu überwinden und zu leben? Kommt es daher, daß wir selbst so verkrampft und inkonsequent leben, daß wir es vorsorglich vermeiden, über ein Leben zu reden, nach dem wir persönlich nicht befragt werden wollen?

Vielleicht meiden viele Theologen das Gespräch mit Suchenden deshalb, weil sie ins Stottern oder ins unverständliche Theologisieren kommen, wenn sie nachdrücklich gefragt werden, was dieser oder jener Glaubenssatz oder Ritus denn mit dem Leben zu tun habe. Wir sagen doch, unser Gott sei ein Gott des Lebens. Warum tun sich so viele Kollegen schwer, darüber zu predigen, wieso es für uns von vitaler Wichtigkeit ist, daß Gott dreifaltig ist, daß er über uns, in uns und unter uns ist? Und doch segnen sie täglich im Namen des Dreifaltigen.

Wenn ein Christ oder ein Theologe im Glaubensgespräch einen Satz anfängt mit: „Sie müssen doch verstehen ...“, dann denke ich mir immer: „Gar nichts *muß* er verstehen.“ Vielmehr muß der Theologe lernen, die Botschaft Gottes in die Lebenswirklichkeit des Anderen hineinzuformulieren. Und er soll nicht sagen: In dessen Welt gibt es keine Worte für Gott und Gebet. Solange ein Mensch lebendig ist, weiß er, was Leben ist. Und Gott ist der Lebendige. Da müssen wir doch über Gott reden können oder über den Schrei des Lebens nach Unendlichkeit.

In seiner Untersuchung „Wie Europa lebt und glaubt“ stellt Paul M. Zulehner fest, in den neuen Bundesländern gebe es über 50 Prozent „atheistische Vitalisten“: Sie glaubten an „das Leben“, nicht personal, sondern allgemein. Wenn sie an das Leben glauben, sind sie dann wirklich völlige Atheisten, oder ist ihr Glaube an das Leben nur noch nicht adäquat entfaltet? Und verstehen wir ihr Leben so gut, daß wir gegebenenfalls seine weiterführenden Dimensionen aufzeigen können, immer ausgehend vom Leben des einzelnen und nicht vom Leben im allgemeinen?

Sagen wir nicht, das Leben der Konfessionslosen sei schlechthin materialistisch und verschlossen für die religiöse Dimension. Oft ist es so. Aber wenn sie ruhig und gelassen sterben können, wie wir das immer wieder erleben, wenn eine alte Frau aus einfachen Verhältnissen zu mir sagt, sie sei zufrieden mit dem Leben und wolle

nichts darüber hinaus, wenn die Leute bei den Überschwemmungen im Jahr 2002 bis zur Erschöpfung geholfen haben, wenn sie als die das Leben in Krisen tragenden Werte angeben: Freunde, Familie, Hobbys und Ideale, für die man sich einsetzt, wenn sie ihr Leben keineswegs als sinnlos betrachten, auch in die Frührente geschickte 55-jährige nicht, dann ist solch ein Leben, dann sind solche Menschen doch auch ein Ort Gottes, wie ich ihn verstehe.

Die Menschen im Osten Deutschlands freilich sehen es anders. Sie benennen ihre Daseinsdeutung nicht mit dem Namen Gottes, weil dieser Name nach wie vor mit „unwissenschaftlich“ assoziiert wird – eine schier unausrottbare Frucht der SED-Propaganda und eines früheren fundamentalistischen Religionsunterrichts – und mit Leblosigkeit und religiösen Zwängen, abgelesen aus dem Verhalten der „kirchlich Gebundenen“. Ich muß ihr „gott-loses“ Selbstverständnis ernstnehmen und werde ihnen nie sagen: „Sie glauben doch schon an Gott, nur wissen Sie es nicht.“ Aber das darf mich nicht hindern, die Anwesenheit Gottes im Gegenüber zu verehren und in Momenten von Gelassenheit oder Sinnerfahrung zur Sprache zu bringen, wenn dies ungezwungen möglich ist.

Was bringt mich eigentlich dazu oder was berechtigt mich, meine Interpretation des Daseins an die heranzutragen, die mit der ihrigen ganz zufrieden sind? Ich behandle diese Frage eher pragmatisch: De facto rede ich über eine religiöse Daseinsinterpretation nur mit Menschen, die danach fragen: sei es persönlich, sei es, was häufiger ist, durch den Besuch eines entsprechenden Kurses in der Volkshochschule oder in der Orientierung. Da aber schwer zu unterscheiden ist, wer mit seiner Einstellung zufrieden ist und wer nicht, streuen wir unser Angebot offen aus. Wer gegen die obwaltende „Normalität“ in dieser Frage weitersuchen will, der ist dann unser Ansprechpartner. Aber wir müssen uns sichtbar machen, damit diese Menschen uns finden können.

Darüber hinaus glaube ich, daß die menschliche Gesellschaft als ganze und beim einzelnen verarmt, wenn die Frage nach der Transzendenz in ihr stirbt. Das heißt nicht, daß sie mit unserer Sprache und in unseren Bildern überleben muß. Karl Rahner hat einmal gesagt, die künftige Aufgabe des Christentums könnte es sein, die Frage nach Gott wachzuhalten. Diese Aufgabe treibt mich an, nicht die Absicht, einem Menschen etwas einzureden.

Im Dialog wachsen

Ich hoffe, das bisher Gesagte zeigt, daß wir in der Orientierung Verkündigung als Dialog verstehen. Von Kollegen lese und höre ich gelegentlich, der Dialog mit den Nichtchristen müsse letztlich immer ein Monolog sein, weil wir die Wahrheit zu verkünden hätten, die die anderen nicht haben. Dies scheint mir entwürdigend für den Dialogpartner zu sein. Haben wir denn die Wahrheit, oder hüten wir nur das

festes Vertrauen, von Gott auf einer sicheren Spur geführt zu werden, die nicht völlig in die Irre gehen kann?

Das Zweite Vatikanum stellt fest, daß sich auch in den anderen Religionen Heil ereignen kann, von dem wir folglich profitieren können. Auch wir sind immer wieder darauf angewiesen, durch die Auseinandersetzung mit Andersgläubigen das Wesentliche unseres Glaubens herauszuschälen und von zeitbedingten magischen und allzumenschlichen Verfälschungen zu befreien, oder neue Aspekte an unserem Glauben zu entdecken. Einfache Christen geben oft zu, daß sie den wirklichen Dialog mit den Andersgläubigen scheuen, daß sie nicht geduldig zuhören können, weil sie in ihrem eigenen Glauben unsicher sind und Angst haben, ihr religiöses Selbstverständnis könne zusammenbrechen. Manche Theologen können sich dieses Zugeständnis nicht leisten. Vielleicht müssen wir auch zuerst mit dem Unglauben in uns selbst ins Gespräch kommen, bevor wir unsere andersgläubigen oder vermeintlich religionslosen Zeitgenossen verstehen und mit ihnen reden können. Wie Eltern als Persönlichkeiten wachsen, wenn sie sich auf einen dialogischen und ehrlichen Erziehungsprozeß einlassen, so kann auch unser Glauben geläutert werden und wachsen, wenn wir uns von unseren nicht- oder andersgläubigen Mitbürgern zum Gespräch herausfordern lassen.